

Der Sonderling.

Roman von P. Gelbke.

151

Die schönen blauen Augen des Mädchens blinnten zu ihm auf voll unabhanger Dankbarkeit. 'Geben Sie jetzt bitte, zu den andern, sonst jurmt man mir, das ich Sie hier festhalte.'

'Kuben Sie eine Stunde, es wird Ihnen wohl thun, liebe Rosa,' hat Frau von Werden, als der Arzt dem Wunsch Rosa's Folge geleistet hatte und in den Garten trat zu der übrigen Gesellschaft.

'Bitte, nehmen Sie gar keine Rücksicht auf mich,' erwiderte das junge Mädchen; 'ich beobachte gern, wie die andern sich amfressen, darum bin ich auch mitgekomen, obgleich ich nicht in die Gesellschaft tauge; Mama hat mir so viel Liebes von Ihnen erzählt, das ich mich schon gefreut, zu Ihnen kommen zu dürfen.'

'Liebes Kind, ich wollte, Sie könnten hier gesund und glücklich werden!'

'Darin glaube ich,' lächelte Rosa, 'Doktor Justus hat mir versprochen, mich zu heilen.'

Die Dame luckte die Stirn des Mädchens, das rührend schon ansah mit dem Mädchen fröhlicher Zuvorsicht.

Einem Augenblick schloß Rosa die Augen. Das Mädchen hatte sich auf ihren Lippen; es war ihr wie eine beseligende Gewohheit von Blick und Freude ins Herz gezogen, seit sie mit Justus von dem gesprochen, was sie bewegte, seitdem sie in Felden war und den Nachlaß ihres Vaters studirt hatte.

Doktor Justus verabschiedete sich bald. Seine Pflicht rief ihn noch zu seinen Kranken nach Felden.

'Wie schon muß es sein,' sprach Rosa zu ihm, als er von ihr Abschied nahm, 'den Menschen ihr höchstes Gut, die Gesundheit, wiederzugeben zu können; wäre ich ein Mann, ich glaube, ich würde auch ein Arzt!'

'Auch den Frauen bleibt ein unbemessenes Feld, Gutes zu stiften,' erwiderte Doktor Justus.

'Gehen Sie es mich,' bat Rosa mit rührender Kindlichkeit.

Justus beugte sich stumm und luckte die Hand des Mädchens, welches ein edles Weib zu werden versprach, so wie er nur eines gelangt, dessen Bild im Ahnenpaar zu Sonburg hing.

Eine tiefe, stumme Bezeugung der Getreue Felden, welche diese mit ihrem letzten Reigen ihres Kopfes und einem helleren Blick ihres Auges erwiderte, ließ Rosa lächelnd den Kopf schütteln.

'Er ist stiel, stolzer noch als ich — das freut mich,' dachte das junge Mädchen, welchem die kalte Zurückhaltung ihrer Schwester dem Arzte gegenüber aufgefallen war. Er hatte ihr Gleiches mit Gleichem vergolten, und doch dachte Rosa an die Blinde der Bemudung, die er für ihre Schwester gehabt, als er sie beobachtet hatte.

'Und nun betrachten Sie unser Haus ganz als das übrige,' bat beziglich Frau von Werden den Arzt beim Abschied, und Werden selbst schüttelte Justus die Hand in echter deutscher Art.

Sie blinnten ihm beide eine Weile nach.

'Konrad — ich ahne ein seltsames Geheimniß, ich glaube, unser Doktor Justus — ist —'

'Nun?' fragte begierig Werden und lachte, als seine Gattin ihm ein Wort aus der Lippe flucherte.

'Nein, mein Kind, diesmal glaube ich nicht an deine Ahnung.'

'Wir werden es ja sehen,' lächelte die Dame, und ihre dunklen Augen blinnten selmlich den Gatten an; dann wandte sie sich rasch ihren Wässern zu.

'Sollte sie recht haben? Ihr Blick war ja — so — wie ich ihn kenne — so sicher ihrer Ahnung.'

Doktor Justus tritt nach Sonburg, seine Toilette zu wechseln, ehe er zu seinen Kranken ging.

Auf dem Schlosse herrschte reges Leben. Die Fenster der

ersten Etage waren weit geoffnet, und man schien beschäftigt es wohnlich dort zu machen. 'Der junge Herr Graf haben telegraphirt, das dieelien heute abend antommen werden; der Wagen ist bereits zur Station gefahren' — meldete der Diener dem Arzt auf dessen Frage, was das Leben im Schlosse zu bedeuten habe.

'Schon jetzt,' entschloß es Doktor Justus.

'Es bligte in seinem Auge auf, und ein rasches Wort schwebte ihm auf den Lippen, dann aber umipelte sie ein beseligtes, stilles Mädchen. Als er in sein kleines 'Japan' trat, sprach er leise: 'Er thut, als ob er schon jetzt der Herr hier wäre.'

3.

Lieutenant von Sonburg kam als ein muber, abgepannter Mann nach dem Schlosse seines Onkels, um dort Erholung und Stärkung zu suchen. Man sah es den bleichen, erschlafften Zügen des jungen Mannes an, das ihm dieselbe noth that.

In kurzer, herrlicher Weise begrüsste er die Dienerschaft des Schlosses; den Verwalter würdigte er einiger fremdlicher Redensarten, drückte ihm sogar herablassend die Hand bei der Ankunft.

'Wird langweilig werden,' meinte er dann und drehte den Schnurrbart zwischen den Fingerspitzen, 'Doktor will — marode — sonst nichts — Ruhe — Lust — bis zum Mannderv Urlaub zubilligt!' beantwortete er in abgebrochenen Sätzen die theilnehmende Frage des Schlossverwalters nach seinem Befinden. 'Keine Nachricht vom Herrn Grafen — meinem Onkel?'

'Seit einigen Tagen ist des Herrn Grafen Arzt und Freund, Doktor Justus, hier.'

'Ah! Was will er hier?'

Der Verwalter zuckte die Schultern und erwiderte, das vom Grafen Sonburg der Befehl erteilt sei, Doktor Justus als seinen Gast zu behandeln, so, als ob er selbst anwesend sei.

Sinnend blinnte der junge Mann eine Weile vor sich hin, dann winkte er dem Verwalter verabschiedend mit der Hand. 'Beizugs ein Gesellschaft! Arzt, Gelehrter — wohl ein trockener Gelehrte, aber Arztes des Onkels, muß mich in acht nehmen!' lautete das furde Selbstgespräch, dann warf der Offizier sich ermüdet auf ein bequemeres Ruhebett und schloß die Augen.

Die Abreise aus der Hauptstadt war rasch gekommen, ihm selbst überhaupt. Sein Oberst meinte es gut mit ihm, als er ihm den Urlaub zubilligte und ihm dabei gütig bemerkte: 'Gehen Sie auf das Schloß Ihres Onkels, lieber Sonburg, bis zum Mannderv werden Sie dem wieder früh sein! Mädchen toll gelebt — nicht uberreiben — Sonburg! Schandenmachen taugt nicht — arrangiren Sie sich bis dahin.'

Der Lieutenant uberhachte nun seine Lage. Sie kam ihm nicht verzeifelt vor; nur die Vangeweile wachte ihm nicht, ein modernes Anzugsstuck wäre ihm lieber gewesen als Schloß Sonburg mitten im Sommer. Doch dem Befehle des Obersten durfte er nicht entgegen handeln.

'Sparen! Sauben bezugs! Verkauft phillistrid!' brummte er am Schlosse seiner Betrachtungen mit verdrielicher Miene und schneelte sich empor aus seiner bequemeren Lage. Aber rasch laste er die Hand an den Kopf, ein plocklicher Schwindel nohigte ihn, einen Augenblick sich festzuhalten an der Kante des suberen Schreibtisches, der vor ihm stand.

Er war sehr bleich und erschaft, als er dann vor den hohen Spiegel trat, der seine ganze Gestalt wiedergab.

mitunter genohigt, bei dem so wenig geehrten Ein eine kleine Anleihe aufzunehmen. Eben ist wieder ein solcher Moment der 'Schwäche' herangekommen, indem man sich an getrennt und vornehm wendet, um die Gegenwart damit zu schmunden. Was man der Vergangenheit nicht entleert, das sind die Kraftigkeiten, die strengsten Kraftigkeiten, die vor kurzem eine unermessliche Auf-erhebung feierten. Da die Kraftigkeiten neuer und einmal 'monumental' sein muß, das breite, dicke Blatt, das tagsüber gleich einem Wanzer die Brust deckt, für Wälle und Diners nicht anwendbar ist, mobilisirt man die Halsbinde von ein. Sie präsentirt sich nun schmal oder breit, je nach der Modifizirtheit des Trägers, und wird von vorne nach rückwärts um den Kragen geschlungen, rückwärts gefesselt, dann wieder nach vorne gelegt und unter dem Kinn zu einer implannten Schleife gefurht. Man findet diese gebogene Halsbinde in weer und schwarzer Farbe, häufig auch roth in jenem neuen, tiefen Roth, das zum blauen Zeint eines Lebensmattes, wie die Variationen unter siebzehnjahren behaupten, 'hinreichend' sieht. Natürlich geleitet man der alten neuen Binde den Vater morderfragen in entsprechende Höhe mit fast unmerklich umgebenen Enden. Vatermörder und Halsbinde, die unliegender ein gewisses erwidriges Ansehen verlei-chen, sind, wie es scheint, berufen, den freieren Volksthemen der Menschheit vor den 'Bourgeois' den diele in letzterer Zeit bel-nahne eingeholt haben, wiederzugeben; denn einen Herrn, der ihn mehr oder weniger an seinen kleinen Gropapa erinnert, muß selbst ein Aarzhist mit einem gewissen wohlwollenden Respekt behandeln.

Anschufft gegen die Wander. Die friedlichen Einwohner des Staates Texas — auch in diesem kleinen Lande giebt es einige ruhige Bürger — sind sehr entrüstet über die barbarischen Scenen, die sich bei der jüngsten Anwendung des grauenamen Schachschloes abspielten. Man wird sich erinnern, das ein Regent Namens Smith, der ein junges Mädchen verheiratet und dann erschossen hatte, von zahllosen Bürgen von Texas unter den grotlichsten Martern zum Tode befurhtet wurde. Die gestifteten Exekutionen haben nun in einer öffentlichen Verammlung beschlossen, noch jetzt an jede Person, deren Vertheiligung an einem Lynchmorde nachgewiesen werden kann, ohne Erbarmen zu — lynchten. Es sieht nun zu befürchten, das infolge dieser Radikalfur Texas in kurzer Zeit überhaupt keine Einwohner mehr haben wird.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Mohr, v. d. Regierungsrath, Volkswirtschaftliches Lehrbuch zum Unterrichtsbereich. Berlin 1893, Carl Heymanns Verlag, IV, 96 S. kart. Preis 1 R. Der Staatsfurber von heute sieht sich unaugeleitet volkswirtschaftlichen Fragen aller Art gegenübergestellt; denn es giebt keine Frage des öffentlichen Lebens, die nicht auch ihre wirtschaftliche Bedeutung hätte. Aber die Beantwortung dieser Fragen aus dem Stande ist heftig; sie erfordert eine geistige Erziehung. Nicht etwa, das alle Menschen Gescherte der volkswirtschaftlichen Wissenschaften sein müssten, wohl aber so, das alle Menschen Wissenschaften sein müssten, volkswirtschaftliche Zustände zu beobachten. Die Vorgänge des uns umgebenden Lebens sind unter stets bereite Schule dürft. Jede neue Erziehung muß in der Jugend beginnen und es ist deshalb ein richtiges Verlangen, das jetzt so oft gehört wird, das auch die Jugend des Volkes schon in den Grundzügen der Volkswirtschaftslehre bekannt gemacht werde. Dies Streben zu beforden, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es bezieht sich damit, durch wirtschaftliche Beispiele des täglichen Lebens die einzelnen Begriffe des allgemeinen Theiles der Volkswirtschaftslehre darzustellen, und überhaupt es dem Leser, die abstrakte Theorie dieser Begriffe sei es gleich, oder später — sich selbst aus dem gewählten Milde auszuliehen oder an der Hand der vorhandenen gelehrten Schriften weiter zu verfolgen.

Literarische Plaudereien.

Von A. D.

Die Briefe, welche der Wells und Staatsmann Lord Chesterfield im Jahre 1774 unter der Adresse seines Sohnes veroffentlicht, zeigen jungen Leuten aus vornehmen Familien den Weg, wie sie sich zu Staats- und Weltmannern ausbilden und ihr Glück machen können. In den nachsten funfzig Jahren nach ihrem Erscheinen wurden sie viel gelesen und viel gelobt, in den dann folgenden funfzig Jahren wenig gelesen und viel gelobt und seit etwa zwanzig Jahren wurden sie nur gelegentlich einmal von Literaturkundigen genannt. Demnach Wetner, ein feinsinniger Literatur- und Kulturhistoriker, hat, die Chesterfield'schen Briefe entliehen einen beredlichen Schab der feinsten Beobachtungen und Scharfsinnigkeiten. Es spricht ein feiner, erlehrter und liebenswürdiger Welt zu uns. Karl Munding hat es

nun unternommen, das stentlich herrscholene Buch der Gegenwart wieder zugänglich zu machen. 'Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach Lord Chesterfield's Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet von Dr. Karl Munding. (Schwabacher's Verlagsbuchhandlung, Stuttgart)' lautet der nicht sehr geschickte Titel des Buches. Der Verfasser ist etwas schlau verfahren. Er hat nach und nach stentliche in den Briefen enthaltenen Maximen, Regeln und Rathschläge exzerpirt und dann allmaltig diele vereinigeten Gedanken wie Mostartide zusammengefügt und zu einem Ganzen gestaltet. Hier und da hat er einen Ausdruck, ein Beispiel oder eine Anspielung modernisirt. Die drei Bücher des so entstandenen Werkes sind betitelt: 'Die geistig-sittliche Ausbildung des Menschen', 'Der Mensch in der Gesellschaft' und 'Wells und Menschenkenntniß'. Ich finde, das der Bearbeiter, wenn er nicht das ganze Buch, das als ein Kulturdenkmal wohl ganz und gar gefasst zu werden verdient, übersehen wollte, in den Ausfuhreibungen viel weiter hätte gehen müssten. Es begegnet uns vieles, das den stentlichen Anforderungen unserer Zeit wenig entspricht, ohne deshalb gerade unmoralisch zu sein, und vieles, das wir als trivial empfinden und nur in einem Buche von entschieden trivialer Tendenz wie 'Der gute Ton in allen Lebenslagen' ohne Mißfallen lesen würden. Inbelsam überwiegt das Werthvolle oder doch Beachtungswurdige bei weitem und so ist es begreiflich, das das Buch nicht der Aufkonnen erlebte hat — seit wann? verdrang der Autor nicht und Ruckfuhrer schuldlos nicht.

Unmittelbarer dürfte den Leser unserer Tage ein neues Buch von Adam Müller-Guttenbrunn interessieren, der 'Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich' unter dem, leicht zu einem Mißverständnisse verleitenden Titel 'Aus dem Jahrhundert Grillparzer's' (Wien, Kirchner & Schmid, 1893) herausgegeben hat. Der Verfasser stellt aber Grillparzer keineswegs als einen Riesengigant hin, den eines Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt hätte. Im Laufe eines Jahres, vom Sommer 1889 bis zum Sommer des Jahres 1890 verlor Oesterreich-Oesterreich seine drei bedeutendsten Dichter Robert Hamerling, Ludwig Angenubler und Eduard von Bauernfeld und nun kam dem Schriftsteller der Gedanke, 'ein beilufiges Bild des literarischen Jahrhunderts zu geben, das am 15. Januar 1891 voll war.' Am 15. Jan. 1791 war bekanntlich Grillparzer geboren. Das erste Kapitel ist uberhrieben 'Franz Grillparzer, der Mensch'. Müller-Guttenbrunn hat den größten uberreichlichen Dramatiker verewiglicht gekannt, es ist aber nicht viel, was er in den so ziemlich besten Zügen und Zuehten von Grillparzer's Leben und Leben hinzugefügt. Das Bild dieses Weisens und Lebens ist ja im ganzen wenig exakt. Immer wieder drängt sich uns peinlich auf, was dem idealistisch-geistlichen Dichter zum ganzen Mann und zur vollen Persönlichkeit fehlte. Subst und manche Anekdoten. Als Frau von Wittrow den schwerdruckigen Greis fragte, wie er es anfangs, im Herendbuche immer richtig zu stimmen, erhielt sie die Antwort: 'Ich schau' nur immer auf den stentlichen Madchensgab; liegt er auf, so bleibe ich sitzen, bleibt er stehen, so heh' ich auf.' An Otto Weidner, dessen höchster Stolz war, ein kleiner Grillparzer zu sein, sind das Interesselose seine persönlichen Beziehungen zu seinem Meiter. Mit großer Liebe und Innigkeit ist das Kapitel 'Theodor Koner in Wien' geschrieben. Die Begeisterung, die der operfuhrende Nebenjungling noch nach Menschenaltern in edlen Geitern erweckt, ist ein subenes Zeugniß für die Menschennatur. Ferdinand Nannings gegenuber entgeht der Verfasser wohl nicht ganz der Gefahr, den Dichter zu überhängen, so hoch das gesund Volksthumliche und Gie in Nannings's Volksthumen auch anzuschlagen ist. Wenig bekannt dürfte es sein, das nach der Meinung von Zeitgenossen nicht die Furdt vor den Folgen eines Hundebisses, sondern die Furcht auf seinen cynisch wibigen Antipoden des Neitroy dem Unglücklichen die Birole in die Hand gedrückt hat. Glücklicher war im Leben und im Dichten Eduard von Bauernfeld, wenn schon auch ihm und seinen Rundgenossen in Oesterreich kein Anhaltspunkt Alter bliebt. 'Wen that in Oesterreich für die Borte und die Borte ungenefurh' so viel oder doch wohl etwas mehr, aber nicht viel mehr, als man in Hubeburg oder in Preußen that. Was übrigens die ewige Jugend der Bauernfeld'schen Stude betrifft, so irrt der Verfasser doch wohl. Außerhalb der schwarz-gelben Grenzspahle machen sie meistens keine besondere Wirkung mehr. Und 'Burgetlich und romantisch' erhebt sich unbedeutend. Ein Dichter von hoher Bedeutung, der noch lange, so hoffen wir, fortwirken wird, ist Robert Hamerling. Es freut mich besonders, das Müller-Guttenbrunn auch den seiner Zeit in der Soule-Fig. so anerkennend hervorgehoben, sonst so belach tendenzlos veranthen 'Romanculus' nach Gebur verdient. Das Schicksal im Buche ist aber das Denkmol, das der Verfasser in einer feinsinnigen Bezeichnung dem übergehenden Ludwig Angenubler zueht.

Bei der Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.



„Jammergehül!“ meinte er und wandte seinem Spiegel Indignität den Rücken.

Lieutenant Schönburg schloß sich ganz zu Hause in dem Schlosse seines Oheims. Er besaß die Vollmacht von demselben, nach Belieben dort ein und aus zu gehen, um nach dem Besitze zu schauen, der vielleicht ihm einst als Majorat zufiel. Er bezog einen ansehnlichen Aufschuß von dem Grafen, den er nicht mehr gesehen, seit er ein Knabe von zehn Jahren war. Damals hatte der Onkel zu ihm gesagt: „Werde ein tüchtiger Mann, Günther, dann wirst du an mir stets den besten Freund haben.“

Ein tüchtiger Soldat war er vom Scheitel bis zur Sohle. Mann er vor seiner Compagnie stand, und seine helle Stimme laut und schneidig ertönte, dann flogen die Glieder nach seinem Beschl wie die eines einzigen Mannes. Das war sein Stolz. Im Salon, in der Gesellschaft war er Sieger, wie er hoffte, es einst auf dem Schlachtfelde zu werden. Seine biezige, hohe Gestalt, sein feuriges Auge, sein lächelnder Mund übten immer ihren Zauber auf die Damen sowohl wie auf die Kameraden, die ihn den hübschesten Offizier des Regiments nannten, der leichsinig war, aber doch immer die Standes-ehre hochhielt. Damit war er zufrieden; daß er hochmüthig war, wußte er selbst nicht. Er hielt es für sein Recht, Untergebene als kaum vorhandene zu betrachten, wenn er nicht dienlich mit ihnen zu thun oder ihnen zu befehlen hatte.

Graf Günther von Schönburg schien mithin ein volles Recht zu haben, sich einen tüchtigen Mann zu nennen, und glaubte die Erbschaft des Onkels, der stets großmüthig sich gezeigt, vollkommen zu verdienen.

Er hatte voll gelebt im vergangenen Winter. Sein Name war stets in den Salons der am meisten genannte. Er war der beste Reiter und der beste Tänzer, arrangirte die schönsten Bälle und Schlitzenpartien und war am verwegenssten, wenn es galt, eine Wette zu gewinnen. Er suchte durch Extravaganzen allen anderen es zuvorzuthun, und er eroberte sich dadurch den Namen, „der tolle Schönburg,“ weil er eines Tages kurz vor einem heranziehenden Gewitter eine Luftfahrt unternahm, um sich das Unwetter von oben anzusehen.

Es war sein letzter toller Streich in der Residenz gewesen; der jugendliche Körper verlagte plötzlich, Günther empfand, daß er doch Nerven hatte, die nicht alles zu ertragen imstande waren, was er ihnen zumuthete.

Nun war er zu Einämkeit und Langeweile verdammt und empfand dies schon brüden in der ersten Stunde seiner Anwesenheit auf dem Schlosse. So einsam war er noch nie hier gewesen. Es lag auf ihm wie ein Alp, wenn er daran dachte, zwei Monate zu verbringen.

„Nehmen Sie es nicht leicht,“ hatte der Arzt ihm ernst gesagt, und wahrhaftig, er spürte, daß derselbe recht gesagt.

Die paar Stunden Eisenbahnfahrt hatten ihm mitgenommen; doch lehnte er es ab, das Abendessen in seinem Zimmer einzunehmen. Er wünschte, mit Doktor Justus zu speisen. Sobald derselbe zurück sei, möge man es ihm melden, befohl er seinem Diener.

Mit Anstrengung machte nun Günther Toilette; viele Büchsen und Büchsen mühten ihren Inhalt tropfenweise herzugeben, bis er endlich mit sich zufrieden war. Eine elegante Dame hätte kaum mehr Sorgfalt auf ihre Schönheitspflege verwenden können, als unser junger Held.

Im leichten Unterrock lehnte er auf dem bequemen Ruhe- bette, als Doktor Justus ihm gemeldet wurde.

Der Offizier erhob sich halb, nach mit einem flüchtigen Blicke die ganze Erscheinung des Arztes, der ihm mit ruhiger Haltung gegenüberstand. In Justus' Auge schien es aufzu- leuchten, als der junge Mann in nachlässiger Weise ihm einen Platz bot.

„Barbon — angegriffen von der Reize — fatale Nerven-

abspannung,“ entschuldigte sich Günther, indem er verneinte, dem Arzt freundlich entgegenzukommen.

Die Abspannung scheint allerdings sehr groß zu sein, Herr Graf,“ bemerkte Justus mit seinem stillen Lächeln und ver- wandte seinen Blick von dem Gesichte des jungen Mannes.

„Ruhe — Schlaf — Langeweile — Leben wie ein Philister,“ meinte der Lieutenant.

„Dem stimme ich vollkommen bei, junger Herr!“

Der Ton des jungen Arztes war gutmüthig, gefiel aber augenscheinlich dem Offizier durchaus nicht.

Sie sind der Arzt meines Onkels — wie geht es ihm? Erzählen Sie mir etwas von dem sonderbarsten Menschen, den ich kenne.“

„Den Sie nicht kennen,“ lächelte Doktor Justus.

„Leider nicht — offen gefanden interessiert mich, von ihm zu hören,“ erwiderte Günther.

„Sie haben übrigens recht, Ihr Onkel ist ein alter Sou- derling,“ bemerkte Justus.

„Acht nicht — dreißig — will nichts sagen.“

„Und doch schon ein verwitterter Greis; das Alter hat nichts damit zu schaffen.“

Günther von Schönburg horchte auf und bot dem Arzte eine Cigarette, die dieser ablehnte.

„Nächte ich immer — hörte davon! Weiß nicht mehr — fatale Liebesgeschichte gehalt — zu sehr zu Herzen genommen, der arme Onkel thut mir leid.“

„Ueber Doktor Justus' Gesicht huschte ein schwaches Roth.“

„Allo davon haben Sie gehört?“

„Ja — weiß nicht — schon lange her — mein Vater sprach davon. Möchte mehr wissen von der Geschichte — ein treulos Weib — nicht neu — schon oft passiert, wenn auch mir noch nicht.“

Mit Wohlgefallen blickte Günther auf seine schönen, wohl- gepflegten Hände, auf die rosigen Fingerringe, die er vor kurzem in eine Linktur getaucht, durch deren Wirkung er voll zurückvergeleitet schien.

Justus' Auge blinnte an ihm hinab; in frengere, feine, raubem Tone klang es von seinen Lippen: „Treulos zu sein haben Sie sich als Verrecht gehalten?“

Der Offizier lächelte leicht. „Nabe es nie ernst ge- nommen — besser so — man amüßigt sich. Onkel hätte es auch so machen sollen — Leben will genossen sein, dann spät heirathen, eine Versianndesche!“

„Ihr Onkel wird nicht heirathen, um dieser — Liebes- geschichte willen. Wesser so — für Sie, junger Herr,“ sagte mit leisem Spott Doktor Justus.

Der Offizier hörte demselben nicht heraus; die Erklärung des Arztes erfüllte seine schönsten Hoffnungen. Er hatte oft unter dem Gedanken gelitten, daß Graf Erich von Schönburg, der Majoratsherr, eine Ehe eingehen könnte, und dann wäre alle seine Zukunftssträume vernichtet. Er selbst war nicht ver- mögend. Der Onkel hatte die Schulden seines Vaters bezahlt, als derselbe starb, und dafür ein kleines Gut übernommen, dessen Ertrag er Günther zukommen ließ.

Für den Fall, daß der Onkel sich noch verheirathen sollte, war es ihm als Erbtheil zugeschrieben, das wußte Günther, und dann athmete er jetzt erlöst auf, als der Arzt ihm die Mittheilung machte, daß sein Oheim nicht mehr daran dachte, sich zu vermählen. Das war eine Freudenbotschaft, die ihm neu belebte.

Der Diener meldete, daß das Souper im Speisezimmer für die Herren angerichtet sei.

Bezierig hörte Günther alles an, was Doktor Justus über den Majoratsherrn zu sagen wußte; aus allem ging hervor, daß derselbe ein verwitterter Sonderling war, der abgeschlossen hatte mit dem Leben und der Zukunft.

(Fortf. folgt.)

### Der alte Chevalier.

Aus den Erinnerungen eines Pariser

Abdokat von Karl Ed. Klopfer.  
Der Mann war wie verwandelt. Arm in Arm mit ihm, geleitete ich ihn, einem hübschlichen Greis. Er sprach auf dem ganzen Wege sein Wort, aber unpausen rüdelte etwas in seinen kammern Hüfttaschen, wie ein tief innerliches Schluchzen. Er führte mich nach seinem Hotel, wo er, wie ich aus dem Grunze des Portiers erntnahm, als ein „Herr Savin“ gemeldet war. Wir stiegen in sein Zimmer hinauf. Dort ließ er sich trasslos auf den Divan fallen, während ich auf den Metallknopf in der einen

Hand drückte, der die elektrische Dedekandlampe in Funktion setzte. — Dann erhob ich Thaumane's eisige Hände und ließ dem heißen Strome der Beredamkeit, der mir aus dem Herzen quoll, freien Lauf. Aber ich hatte lange zu thun, bis ich ihn dazu brachte, mir sein Inneres zu eröffnen. . . .  
Doktor, bin ich denn wirklich ein Verbrecher — ein Dieb? Ich habe es selbst nicht geglaubt, bis vorhin, — als Sie mir meine Schuld in zwei Worten vorwarfen — als ich aus

fremdem Munde das vernahm, was ich mir selbst nicht gestehen wollte. Aber hören Sie nur, wie das kam! — Wüßten Sie, daß ich erst jetzt — jetzt, wo ich vor meinem Tode stehe — unter- brechen Sie mich nicht! — Wüßten Sie, daß ich erst jetzt zu dem Verurtheiltem eigenenthümlich kommen? Mein ganzes Leben war hohle Hünderei. Der Chevalier Vertheide die Thaumane — wer ist das? Ein maurais ausier. Der Chevalier Thaumane — was war er? Ein unmögliches Geschöpf, eine Maske. In meinen vier Wände war ich ein Künstler, durch tausend Sorgen rauchte ich mir den Schlaf der Nächte — um in den Salons meiner Standesgenossen den Chevalier zeigen zu können, der Gevinn oder Verlust am Spieltheile mit gelassenem Lächeln hin- nimmt. — Doch ich will Ihnen alles erzählen! — Ich habe in der Nacht von Freitag auf Sonnabend im Maison Rouge zwanzig- tausend Francs im Wagnon verpielt — Adrienne und Maximilien glaubten mich auf der Soirée des Maxons von Passonville — es war Montag — ich konnte nicht einmal meinen Namen — aber die beiden Grafen St. Croix, die mich nach der Soirée in das Etablissement gingen, bespotteten, ihn zu kennen — oh! ich will den Fremden nicht ungerecht beschuldigen — aber es war kein Gentleman — ich war toll, trunken — was weiß ich — und gegen Morgen hatte ich zwanzigtausend Francs an den anrühlichen Würdigen zu bezahlen auf Ehrenwort. . . . Und den ganzen Tag ließ ich herum, auf ein Mittel finden, wie ich diese Schuld tilgen sollte — am Abend holte ich Racquet aus dem Bureau ab — ich war mehr als einmal auf dem Sprunge, mich ihm zu ent- geben — die falsche Scham schüttelte mir die Kniee zusammen. — Nach dem Diner in Weidon nahm ich doch wieder einen Anlauf und ludte Maximilien in seinen Zimmer auf — ihm alles zu sagen. — Ich traf ihn bei einer Arbeit — mit Geld, viel Geld, und — mir sonst nieher der Muth. Wir plauderten ein wenig, ich sah ihm zu, wie er zwölf Pakete machte — jedes gerade die Summe enthaltend, die ich brauchte. Wir kamen diese farbigen Kaffeetische, wie ich sie durch seine Finger laufen sah, wie Feinsilvertheile vor, in denen wir unsere Herzen und Seelen der Hölle verführten. . . . Racquet wurde abgerufen — ich war allein — ich las am Schreibtische und merkte gedankenlos auf die Kaminofenpfeifen. Da führte ein Diener einen Fremden ein, der sofort gekommen ist und mich dringend zu sprechen wüßte. Es war der Italiener, der angeheime Capitano, der mir nachts zuvor die zwanzigtausend Francs abgenommen. Er hatte mich in meiner Wohnung vergeblich gesucht und dort nur erfahren, daß ich zur Zeit bei meinem Schwelgerehne in Weidon Domicil habe und — am nächsten Tage nach Spanien abzureisen gedente.

Der Mann impudete mir mit höhnischer Miene die gemeinsten Rücksichten und forderte in einer Weise sein Geld — das ich laut Ehrenwort schon mittags hätte abliefern sollen — so daß ich mein Leben darum gegeben hätte. Dem Schick die Summe hin- zuweisen zu können. — Wüßten Sie nicht, an eine momentane seltsame Umwandlung, in der uns ein beständiger Antritt nur das Allernächste ergreifen ließ? Mir schmolz das Blut in den Adern, mein getriebenes Auge sah nur noch das kalte Gaiuner- gesicht dieses Menschen, der sich von Kavaliererehre und betrogenem Vertrauen sprach — und das Geld auf dem Schreibtische vor mir.

Der Schurke drohte mit Scandal — und ich rief mir zu: Maximilien wird dich helfen, er muß! — und da sah ich schon das stillende Wächter Bonbilllets in meinen scheinbaren Fingern — ich warf's ihm hin — er stieg — ich hörte die Thüre hinter ihm zusallen — und ich war ein Dieb. . . .

„Ja, ein Dieb, obwohl ich erst entschlossen war, Maximilien sofort alles zu geben. — Und als er entrath — da blieb mir das Wort in der Kehle stecken — er sagte die Thaumane was, er merkte noch nichts. — Nach dem Souper!“ sagte ich mir — und nach dem Souper sagte ich: morgen früh — aber dann gewiß! — Und in der Nacht glaubte ich wohlthun zu werden — ich war es auch faktisch, denn nur Berücksichtigt konnte die Idee ge- baren; der Dämon des Spielers hat dich unerbittlich gemacht — er soll dich rehabilitiren — im Casard mußst du das Geld zurück- gewinnen — und dann entbedest du dich Maximilien — er meinte vielleicht den Verlust gar nicht gleich — und — ach, ich weiß ja gar nicht mehr, was mir alles durch den Kopf ging. . . . ! — Vorgeritten reiste ich von Paris ab — mit fünfzehnen Franken, mit denen ich die zwanzigtausend zurückzubringen wollte — und jetzt . . .

„Nicht haben Sie alles verloren?“ warf ich ein.

„Ich beziehe keinen Sou mehr.“

„Nun wohl,“ sagte ich aufstehend, „und jetzt glauben Sie es Ihrer Kavaliererehre schuldig zu sein — zur Wüthle zu greifen? Das ist sehr bequem, mein besser Chevalier. Von welcher Art aber glauben Sie, daß das Andenken ein wird, das Ihnen — Ihre Tochter widmen muß, Herr Selbstmordfondat?“

Thaumane lehnte sich zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ja näherte mich ihm leise.“

„Nun frage ich Sie, halten Sie es jetzt nicht für Ihre Pflicht, lieber die Vermögensgüter auf sich zu nehmen, Ihren Kindern Thron — als zum feigen, theatralischen Selbstmord zu greifen? — Kommen Sie mit nach Paris. Wenn Sie dann die falsche Scham überwinden und arbeiten wollen, so könnte ich Ihnen einen Platz in meiner Kanzlei einräumen. Was halten Sie davon?“

„O — auf meinen Namen wollte ich . . . Aber Adrienne — ich ertrage es nicht, wenn sie mich mit einem gewissen Wüth empfängt . . . sie hat ja meine Schuld vernommen — ohne zu wissen, was mich dazu trieb, ohne meine Quellen zu ahnen. . . .“

„Schon wieder die falsche Scham!“ — Aber beschließen Sie sich, Adrienne weiß noch nichts von Ihrem Streich; Sie selbst sollen ihr alles erzählen!“

Thaumane hob sein thänenüberflüthetes Gesicht empor. „Und ich halte mich an seine Seite und erkläre ihm alles und schlichtete ihm die ebedmüthige Selbstverleugung seines Oheims.“

Als ich von ihm ging, hatte ich sein Ehrenwort, sich meinen noch nicht näher bestimmten Entschlüssen zu fügen. Mehr nächster Weg von seinem Hotel war der — auf's Telegraphen- amt . . .

Am andern Tage führte ich — Madame Adrienne Racquet, die ich von Babochope abgeholt, zu ihrem theuren Vate, den sie erkrankt glaubte, da ich sie zu seiner — Heilung herbeiführen wollte.

Was zwischen Vater und Tochter verhandelt wurde, das ent- steht nicht meiner genaueren Kenntniß, denn ich hüthete mich wohl, das Zimmer zu betreten, ehe mir selbst die Thür geöffnet wurde. Als die schöne Frau endlich herauskam und mir unter Thänen beide Händen entgegenstreckte, da empfand ich in meiner Seele etwas von dem Stolz — eines guten Herks.

„Und jetzt,“ sagte sie dann, das blaße Gesicht tragend, „jetzt, Papa, kommen Sie — nach Paris, ich lehge nach dem Moment, in dem wir uns bei e nach Maximilien zu Füßen werfen können!“ . . .

### Gute Zeitung.

„Eine „elektrische Abendunterhaltung“ hat Edison, der Erfinder im Menlo Park, für die Wittiglieder des Brantlin-Klub- jüngst in seinem Landhause veranstaltet. Unter den mannich- fachen elektrischen Ueberrassungen sind folgende bemerthenstwerth: Eine Wachsfigur, Brantlin's Hülfe darstellend, war mit Vorber- echnungen und Aegwählungen umgeben und von einem Wreer von bunten Glühlampen beleuchtet aufgestellt. Das Gerathen wurde, als der große Vorgänger Edison's seinen Wachsmond auftrat und mit Hilfe eines in der Hülfe verborbenen Phonographen die Gäste willkommen hieß, auch sonst noch einige male recht possende Bemerkungen machte oder einiger seiner betannten goldenen Lebensregeln citirte. (Recht geschmackvoll!) Höchstlich erfolgten alle Wüchter und es erzielten zwei Todtenbeleiute mit feurigen Augen und von gesundlichem Licht umflutet, um mit thauer- licher phonographischer Stimme einen Vers zu singen: „So, wie Ihr lebt, werden wir auch.“

„So, wie wir sind, werdet Ihr auch.“ — eine recht amüthige Selbstkennung! Die Wüchter verschanden, die Wüchter schienen wieder, und die Wüthle gossen nach dem Schreden eins auf die Wüthlampe.

Ein echter Schildbürgerreich wird aus Köln mitgetheilt. Die große föhner Kannevögelschiffahrt hatte zum diesjährigen Mastenzenge einen Koloffalwagen, „Mpanbra“, bauen lassen; er

wurde weit draußen vor der föhner Umwallung erbaut und war bereits für und fertig, als man daran dachte, wie man das Mast- strum in die Stadt bringen könne. Es wurden gewisse Wüthel laut, ob die fönig. Eisenbahn ihren Wüthel über die Wüthener Straße zu diesem Zwecke abbrechen werde. An den bösen Eisen- bahnhöfen hatte man nicht gedacht. Nun war guter Rath theuer. Man schürte alle Landstrassen rings um Köln! man hatte selbst den „kleinen“ Ulnweg über Wüthel nicht gesehen, um die „W- hombra“ zum Rollenmontagszuge zu bringen, aber mit einem Wüthel von etwa 40 Centnern führt man einen solchen Wagen nicht über aufwendliche und abschiffliche Landstrassen. Endlich entschied man sich, thweren Serpens, den Wagen abzubringen und innerhalb der Stadt wieder neu aufzubauen.

„Netter Vergleich.“ Am 14. Randgerichte in Wüthchen II beauptete in einer Verhandlung wegen Ueberrückung des Wüth- lenevögels in der letzten Wüthle ein Wüthner, daß er seinen Stall beständiger gekostet hätte, während ein als Betrug vernom- mener Gendarm das Gegenstück behauptete. „Nun,“ meinte der Vorsitzende, „wie hat denn der Stall ausgesehen, war er ans- geweiht oder schmutzig?“ „Keines von beiden, insbesondere aber nicht reinlich! Umgefahr so wie dieser Ueberrückung hier!“ er- widerte der Gendarm. „Sehr richtig!“ bemerkte hierz ein Bei- sitzer, während alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Einst und Jetzt.“ Trodem die jungen Herren von heute meist mit überlegenem Spotte auf das, was früher gewiehet, herab- zusehen ließen, so schreibt man aus Paris, finden sie sich doch

E n d e .

